

Interview Deutsche Nationalstiftung mit Prof. Ulrich Khuon, Intendant des Deutschen Theaters Berlin und Mitglied im Senat der Stiftung

Prof. Ulrich Khuon ist seit der Spielzeit 2009 / 2010 [Intendant](#) des Deutschen Theaters Berlin. Davor hatte der heute 60-Jährige von 1993 bis 2000 als Intendant mit großem Erfolg das Schauspielhaus Hannover und von der Spielzeit 2000 / 2001 an das Hamburger Thalia Theater geleitet. 1997 wurde er studierte Germanist, Jurist und Theologe, der über eine mehrjährige Tätigkeit als Kritiker bei der Badischen Zeitung zum Theater kam, zum Professor an der [Hochschule für Musik und Theater Hannover](#) ernannt.

Herr Professor Khuon, Sie sind Intendant des „Deutschen Theaters Berlin“. Was ist „deutsch“ an Ihrem Haus?

Prof. Ulrich Khuon: Es ist zunächst einmal der Geschichtsstrang des Hauses und des Landes, aus dem wir schöpfen. In der weiten Spanne dieser Geschichte zwischen Aufklärung und Ausschwitz bis hin zum sprunghaften Gegenwartsterror liegt ein großes dramatisches Potenzial, dem wir immer wieder begegnen müssen. So ist das Deutsche am Deutschen Theater immer ein aktuelles Thema, aber es ist kein Monothema. Im Theater bezieht es sich vorwiegend auf die Gesellschaft und ihre Veränderungen. Unser Anliegen ist es dabei, auch die unterschiedlichen kulturellen Schichten darzustellen, aus denen sich die Gegenwart in diesem Land entwickelt. Heute hat ein großer Teil unserer Schüler eine Migrationserfahrung – das Theater muss auch diese Erfahrungen aufgreifen und darstellen

Im Theater werden Stücke von Autoren ganz unterschiedlicher Herkunft geboten – angefangen bei den alten Griechen, über den Engländer Shakespeare, Tschechow und andere Russen, skandinavische und amerikanische Dichter bis zu den deutschen Klassikern und Modernen. Gibt es also überhaupt ein „nationales“ Theater oder ist Dichtung nicht in Wahrheit global?

Khuon: Ja – große Dichtung ist überall zu verstehen. Aber sie wächst aus der lokalen und regionalen Kultur heraus. Das wird bei den antiken Dramen deutlich, aber auch bei Anton Tschechow oder Tennessee Williams. Und auch Shakespeare hat ja Stücke zunächst für sein Land geschrieben. Große Dichtung entsteht dann, wenn die Themen entsprechend tief durchdrungen werden. Dann springen sie über die regionalen Grenzen und auch über die Grenzen der Zeit ihrer Entstehung hinweg. Dichtung hat also ihre lokale Herkunft und dennoch erkennen sich Menschen mit unterschiedlicher Herkunft in ihr wieder.

Noch einmal: Was ist das „Deutsche“ am „Faust“ oder an den „Räubern“?

Khuon: Vielleicht gibt es etwas wirklich Deutsches im Faust und in den Räubern. Ich meine, es handelt sich bei beiden Dichtungen um extreme Brucherfahrungen, um Epochenerfahrungen zwischen Aufklärung und Sturm und Drang, zwischen Klassik und Romantik. Diese Epochen gestalten eine Wellenbewegung, ein Hin- und Herschwanken auch zwischen dem Einzelnen und dem Gemeinwesen, zwischen Vernunft und Emotion.

Es sind immer Brüche, um die es hier geht. So besitzt Faust eine vielleicht typisch

deutsche Geschichtserfahrung: Der Kopf ist voll, doch die Psyche ist unausgefüllt. Er will Horizonte dazu gewinnen und er gewinnt sie dazu, aber auf Kosten eines Menschen, auf Kosten von Gretchen.

Bei den Räubern ist die Brucherfahrung vielleicht noch ausgeprägter, da geht es um Gut und Böse, Kain und Abel, eine Zerrissenheit, die durch die Figuren hindurchgeht und sich wohl in Schillers Persönlichkeit selbst wiederfindet. Diese Zerrissenheit ist ja die bürgerliche Grunderfahrung, um die es Schiller auch geht. Man will immer der Welt genügen, in deren Spiegel man sich sieht, aber man will auch autonom sein. Also den andern gefallen und doch ganz bei sich bleiben.

Wenn Sie Theaterstücke auf die von Ihnen verantworteten Bühnen bringen, die Themen wie Nationalität, Heimatbewusstsein, aber auch Fremdenfeindlichkeit und politischen Extremismus behandeln: Mit welchen Intentionen tun Sie das?

Khuon: Es ist ja politisch korrekte Selbstverständlichkeit in unserer Gesellschaft, dass man Toleranz zeigt. Theoretisch sind wir uns alle einig, wenn es darum geht, fremde Kulturen zu tolerieren. Im Alltag, im Unterbewusstsein und auf der Bühne aber wird das problematisch. Da wird die Frage gestellt, wo denn eigentlich die Schwierigkeiten im Zusammenleben herkommen. Denn die Unterschiedlichkeit, die Diversität ist ja nicht die Lösung, sie ist die Aufgabe, das Problem! Und nicht etwa nur zwischen Deutschen und Migranten, auch zwischen Mann und Frau, zwischen arm und reich, jung und alt usw. Im Theater versuchen wir, etwas zu erzählen über die Notwendigkeit, diese Differenzen auszuhalten. Wir versuchen, der Welt einen Spiegel vorzuhalten.

Aber geht es im Theater nicht eher um die Verhältnisse der Menschen untereinander, also um Fragen der persönlichen Beziehungen und Erfahrungen, als um Fragen von Gesellschaft und Politik?

Khuon: Im Grunde ist das ganz, ganz schwer zu trennen. Wir können die Elementarerfahrungen von Menschen nicht durch eine Theorie ersetzen. So werde ich zum Beispiel selbst nie die Erfahrungen machen können, die etwa ein Migrant mit dem Fremdsein, vielleicht auch mit der Feindseligkeit macht, die ihm entgegenschlägt. Aber die Literatur ist ganz besonders gut geeignet, Erfahrungen so darzustellen, dass sie von vielen nachvollzogen werden können. Erfahrungen sind immer individuell. Aber viele Erfahrungen verknüpfen sich zu einem gesellschaftlichen Zusammenhang, der literarisch gestaltet verstehbarer wird.

Was verstehen Sie persönlich unter Nationalität, wie definiert sich die Nationalität eines Menschen?

Khuon: Zunächst einmal durch gemeinsame Sprache und einen im Alltag erfahrbaren Sinnhorizont. Der Einzelne ist ja nichts, wenn er sich nicht mit anderen verbindet. Bei Nationalität geht es um die gemeinsamen Wurzeln, um einen gesellschaftlichen und historischen Zusammenhalt. Davon ausgehend muss der Einzelne allerdings die Souveränität gewinnen, sich zu öffnen, Neues zu entdecken und sich nicht im Schutz der Gemeinschaft zu verstecken.

*Empfinden Sie sich eher als deutscher Bürger, als Europäer oder als Weltbürger?
Oder geht das alles zusammen?*

Khuon: Weltbürger wäre da wohl die schönste Antwort. Aber wenn ich genauer hinschaue, ist mein biografischer Horizont doch der deutschsprachige Raum. Darum muss ich lernen, den Zustrom auch aus anderen Quellen aufzunehmen. Diese Erweiterung des Horizonts ist manchmal Arbeit, manchmal Vergnügen.

Wie bringen Sie sich als Mitglied im „Senat“ der Deutschen Nationalstiftung in die Arbeit der Stiftung und ihre Zielsetzung ein und kann vielleicht sogar das Theater hierzu etwas beitragen?

Khuon: Besonders wichtig in der Stiftungsarbeit ist mir die Bildungs- und Jugendarbeit. Da arbeiten wir am Theater und die Stiftung Schulter an Schulter, etwa wenn es um die Frage geht, wie man Sprachfähigkeit für unterschiedliche Horizonte entwickelt. Denn daran muss man arbeiten. Das tut die Stiftung zum Beispiel mit der Förderung der Herbert-Hoover-Schule hier in Berlin und das tun wir u.a. mit der Arbeit des Jungen Deutschen Theaters. Unser Ziel am Theater wie in der Stiftung muss es sein, das Eigene kennenzulernen, zu vertiefen und Neugierde für andere Erfahrungen zu entwickeln.